

HEYNE <

Das Buch

Die U.S. Marine hat einen chinesischen Frachter im Visier, der im Verdacht steht, gefährliche Chemikalien in den Irak zu transportieren. Um einen diplomatischen Supergau zu verhindern, muss der Geheimdienst herausfinden, ob aus dem Verdacht tatsächlich Wirklichkeit wird. Für diese Aufgabe gibt es keinen Besseren als den Chef von der Geheimabteilung Covert One: Jon Smith. Er entdeckt, dass ein dubioses Finanzunternehmen mit dem Namen Altman Gruppe in die Sache verwickelt ist, die in Manila ihr Hauptquartier hat, und dass deren Verbindungen bis in die höchsten Kreise der chinesischen Regierung reichen.

Die Autoren

Robert Ludlums Romane wurden in über dreißig Sprachen übersetzt und er gilt als »größter Thrillerautor aller Zeiten« (*The New Yorker*). Ludlum verstarb im März 2001 in seiner Heimatstadt Naples, Florida. Die Romane aus seinem Nachlass erscheinen bei Heyne.

Gayle Lynds arbeitete mehrere Jahre beim amerikanischen Geheimdienst, bevor sie mit dem Schreiben begann. Als Co-Autorin mehrerer Ludlum-Romane machte sie sich einen guten Namen in der Thrillerszene, bis sie mit ihrem ersten eigenen Thriller *Der Nautilus-Plan* einen großen internationalen Erfolg landete.

Robert Ludlum
Gayle Lynds

Der Altman-Code

Roman

**Aus dem Amerikanischen
von Sepp Leeb**

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe THE ALTMAN CODE erschien bei
St. Martin's Press, New York

5. Auflage

Vollständige Deutsche Erstausgabe 02/2006

Copyright © 2003 by MYN PYN LLC.

Copyright © 2006 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagillustration: © Rainer Grosskopf/Stone/getty images

Umschlagdesign: © Nick Castle

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

eISBN 978-3-641-09384-6

<http://www.heyne.de>

Vorspiel

Freitag, 1. September 2002
Shanghai, China

Am Nordufer des Huangpu-Flusses tauchten riesige Flutlichtanlagen den Hafen in grelles Licht und machten die Nacht zum Tag. Schwärme von Stauern entluden Lkws und brachten lange Stahlcontainer für die Kräne in Stellung. Inmitten des Quietschens und Scharrens von Metall an Metall hieften die imposanten Kräne die Container in den Sternenhimmel empor und senkten sie in die Laderäume von Frachtschiffen aus aller Welt. Hunderte davon liefen täglich in diesen wichtigen Hafen an Chinas Ostküste ein, der fast genau in der Mitte zwischen der Hauptstadt Beijing und Chinas jüngster Erwerbung Hongkong liegt.

Südlich des Hafens funkelten die Lichter der Stadt und der Hochbauten des neuen Wirtschaftsviertels Pudong, während sich auf dem aufgewühlten braunen Wasser des Flusses Frachter, Dschunken, winzige Sampans und lange Züge hölzerner Frachtkähne so dicht drängelten wie der Verkehr auf einem belebten Pariser Boulevard.

Auf einem Pier am Ostende des Hafens, nicht weit von der Stelle, wo der Huangpu eine scharfe Biegung nach Norden macht, war das Licht weniger hell. Hier wurde ein einzelner Frachter von einem einzigen Kran und nicht mehr als zwanzig Stauern beladen. Der Name, der auf dem Heckspiegel des Frachters stand, war *The Dowager Empress*, Heimathafen

Hongkong. Von den allgegenwärtigen uniformierten Hafengewachen war keine Spur zu sehen.

Zwei große Lkws standen mit dem Heck zum Frachter. Schwitzende Stauer luden Stahlfässer ab, rollten sie über die Planken und stellten sie aufrecht auf ein Frachtnetz. Als das Netz voll war, schwenkte der Kranarm darüber, und die Trosse kam herunter. In dem Stahlhaken an ihrem Ende brach sich blitzend das Licht. Die Stauer befestigten das große Netz am Haken, worauf der Kran die Fässer rasch hochhob, sich drehte und sie auf den Frachter absenkte, wo Deckhelfer sie in den offenen Laderaum hinabbugsierten.

Die Lkw-Fahrer, Stauer, Deckhelfer und der Kranführer auf dem abgelegenen Pier arbeiteten zügig, schnell und lautlos, aber nicht schnell genug für den großen Mann, der rechts neben dem Lastwagen stand. Seinem wachsamem Blick entging nichts, was zwischen Land und Fluss geschah. Für einen Han-Chinesen ungewöhnlich hellhäutig, war sein Haar sogar noch ungewöhnlicher – hellrot, mit weißen Strähnen durchsetzt.

Er sah auf die Uhr. Seine hauchige Stimme war kaum zu hören, als er zum Vorarbeiter der Stauer sagte: »In sechsund-dreißig Minuten seid ihr fertig.«

Es war keine Frage. Der Kopf des Vorarbeiters zuckte herum, als wäre er attackiert worden. Er schaute den Mann nur ganz kurz an, senkte den Blick und eilte davon, um auf seine Männer einzuschreien. Das Arbeitstempo nahm zu. Während der Vorarbeiter die Stauer zu größerer Eile antrieb, blieb der Mann, den er fürchtete, bedrohlich präsent.

Zur gleichen Zeit huschte an einer dunklen Stelle des Piers ein zierlicher Chinese in Reeboks, schwarzer Maojacke und westlichen Jeans hinter die mächtige Trommel eines dicken Taus.

Reglos, im schwachen Licht fast unsichtbar, beobachtete er, wie die Fässer auf das Frachtnetz gerollt und an Bord der *Dowager Empress* gehievt wurden. Er holte eine kleine, hoch-

wertige Kamera aus seiner Maojacke und fotografierte alles und jeden, bis das letzte Fass im Laderaum verschwunden war und auch der zweite Lkw wegfuhr.

Dann drehte er sich lautlos um, verbarg die Kamera unter seiner Jacke und entfernte sich von den hellen Lichtern, bis er wieder von Dunkelheit umgeben war. Er richtete sich auf und huschte, sich jede Deckung vom Container bis zum Lagerschuppen zu Nutze machend, über die Holzplanken zu der Straße, die in die Stadt zurückführte. Über seinen Kopf strich ein warmer Nachtwind, der den intensiven Geruch des schlammigen Flusses mit sich führte. Er nahm keine Notiz davon. Er war begeistert, denn er würde mit wichtigen Informationen zurückkehren. Aber er war auch nervös. Mit diesen Leuten war nicht zu spaßen.

Als er die Schritte hörte, hatte er schon fast die Stelle erreicht, wo der Pier ans Ufer stieß. Fast war er in Sicherheit.

Der große Mann mit dem ungewöhnlichen rot-weißen Haar war ihm lautlos und parallel zu ihm an den Lager- und Werkschuppen entlang gefolgt. Vollkommen ruhig und gelassen beobachtete er, wie der kleine Mann zusammenfuhr, kurz stehen blieb und dann schneller weiterging.

Der Rothaarige schaute sich rasch um. Links von ihm war der Teil des Piers, der Lagergut und Seemöwen vorbehalten war, während man rechts eine Durchfahrt für Lkws und andere Fahrzeuge freigehalten hatte, damit diese zu den Ladebereichen gelangen konnten. Der letzte Lastwagen war hinter ihm; er fuhr auf ihn zu, in Richtung Ufer. Seine Scheinwerfer warfen Trichter hellen Lichts in die Nacht. Er würde jeden Augenblick an ihm vorbeikommen. Als sein Opfer am hintersten linken Ende hinter einem hohen Stapel aus Seilen verschwand, zog der Rothaarige seine Würgeschlinge heraus und rannte los. Bevor der kleine Chinese sich umdrehen konnte, schwang er die dünne Schnur über seinen Kopf, riss sie nach hinten und zog zu.

Eine endlose Minute lang krallten die Hände des Opfers nach der Schlinge. Die Schultern des Mannes verkrampften sich im Todeskampf. Sein Körper zuckte und zappelte. Endlich fielen seine Arme schlaff nach unten, und sein Kopf sackte nach vorn.

Der hölzerne Pier erzitterte, als der Lastwagen vorbeifuhr. Hinter dem Berg aus Seilen verborgen, ließ der Rothaarige den Toten auf die Planken gleiten. Er löste die Schlinge und durchsuchte die Kleider des Mannes, bis er die Kamera fand. Dann ging er in aller Ruhe ein Stück zurück, um zwei große Ladehaken zu holen. Er kniete neben der Leiche nieder, schlitzte ihr mit dem Messer, das er an seiner Wade befestigt hatte, den Bauch auf, steckte die Haken hinein und schlang, damit sie nicht herausrutschen konnten, ein Seil um den Bauch des Toten. Dann wälzte er ihn mit abwechselnden Fußritten über den Rand des Piers in das dunkle Wasser, in dem er mit einem leisen Platschen versank. Jetzt konnte er nicht mehr an die Oberfläche steigen.

Der Rothaarige ging auf den Lkw zu, der, wie abgesprochen, angehalten hatte und auf ihn wartete, und stieg ein. Als der Lastwagen rasch in Richtung Stadt losfuhr, holte die *Dowager Empress* ihre Gangway ein und machte die Leinen los. Ein Schlepper zog sie auf den Huangpu hinaus, wo sie sich für die kurze Fahrt zum Jangtse und zum offenen Meer flussabwärts drehte.

Teil 1

1

Dienstag, 12. September
Washington, D. C.

In Washington heißt es, die Regierung wird von Anwälten kontrolliert, aber die Anwälte ihrerseits unterliegen der Kontrolle der Geheimdienste. Die Stadt ist durchzogen von einem Netz von Geheimdiensten, angefangen bei den gleichermaßen legendären Behörden wie CIA und FBI und dem wenig bekannten NRO bis hin zu den so genannten Alphabet Groups in sämtlichen Bereichen von Militär und Regierung, einschließlich so illustrier Ministerien wie den Departments of State und Justice. Zu viele, fand Präsident Samuel Adams Castilla. Und zu sehr im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehend. Rivalitäten waren seit jeher ein Problem. Ein noch größeres Problem war die Weitergabe von Informationen, die unbeabsichtigt Desinformationen enthielten. Dann war da noch die gefährliche Schwerfälligkeit so zahlreicher bürokratischer Apparate.

Das und ein schwelender Konflikt auf internationaler Ebene bereiteten dem Präsidenten Kopfzerbrechen, als sein schwarzer Lincoln Towncar eine schmale Straße am Nordufer des Anacostia River entlangfuhr. Vom Motor war nur ein leises Summen zu hören, die getönten Fenster undurchsichtig. Die Limousine glitt an wild wucherndem Uferbewuchs und beleuchteten Jachthäfen vorbei, bis sie schließlich über die rostigen Schienen eines Nebengleises holperte und in

eine belebte Marina bog, die vollständig eingezäunt war. Auf dem Schild am Eingang stand:

ANACOSTIA HOCHSEE-JACHTCLUB
ZUTRITT NUR FÜR MITGLIEDER

Der Jachtclub schien sich durch nichts von all den anderen zu unterscheiden, die östlich des Washington Navy Yard den Fluss säumten. Es war eine Stunde vor Mitternacht.

Nur wenige Meilen oberhalb der Stelle gelegen, wo der Anacostia in den breiten Potomac mündet, lagen in der Marina neben großen hochseetauglichen Motor- und Segeljachten auch die üblichen Sonntagsseglerboote. Präsident Castilla schaute aus seinem Fenster auf die Anleger hinaus, die in das dunkle Wasser ragten. An einigen legten gerade salzverkrustete Hochsee-Jachten an. Die Crews trugen noch Ölzeug. Er sah, dass auf dem Gelände auch fünf Holzbauten unterschiedlicher Größe standen. Sie waren genauso angeordnet, wie man es ihm beschrieben hatte.

Der Lincoln hielt hinter dem größten der beleuchteten Gebäude an einer Stelle, wo er von den Anlegern nicht zu sehen und von der Straße durch dichtes Gehölz verdeckt war. Vier der Männer, die im Lincoln mitgefahren waren, alle in dunklen Anzügen und mit Maschinenpistolen in den Händen, stiegen rasch aus und grupperten sich um den Wagen. Sie rückten ihre Nachtsichtgeräte zurecht und suchten das Dunkel ab. Schließlich drehte sich einer der vier nach dem Lincoln um und nickte kurz.

Der fünfte Mann, der neben dem Präsidenten gesessen hatte, trug ebenfalls einen dunklen Anzug, war aber mit einer 9mm SIG Sauer bewaffnet. Auf das Zeichen hin reichte ihm der Präsident einen Schlüssel, worauf er von der Limousine zu einem versteckten Seiteneingang des Gebäudes eilte. Er steckte den Schlüssel in ein verborgenes Schloss, öffnete die

Tür, drehte sich um und spreizte, die Waffe im Anschlag, die Beine.

Im selben Moment öffnete sich die Autotür, die dem Gebäude am nächsten war. Die Nachtluft war kühl und frisch, durchsetzt von Dieseldunst. Der Präsident stieg aus – ein großer, stämmiger Mann in Chinos und einem legeren Sport-sakko. Für einen Mann seiner Größe bewegte er sich flink, als er das Gebäude betrat.

Der fünfte Begleiter schaute sich ein letztes Mal um und folgte ihm mit zwei der vier anderen. Die verbleibenden beiden bezogen Stellung, um den Lincoln und den Seiteneingang zu bewachen.

Nathaniel Frederick («Fred») Klein, der zerknitterte Chef von Covert-One, saß an einem unaufgeräumten Metallschreibtisch in seinem engen Büro im Innern des Marinagebäudes. Das war die neue Covert-One-Schaltzentrale. Anfangs, vor lediglich vier Jahren, hatte Covert-One über keine formelle Organisationsstruktur oder Bürokratie verfügt, kein richtiges Hauptquartier und keine offiziellen Agenten gehabt. Es war eine lose Ansammlung von Fachleuten auf den unterschiedlichsten Gebieten gewesen, alle mit Geheimdienstenerfahrung, die meisten mit militärischem Background und alle ungebunden – ohne Familien, häusliche Bindungen oder Verpflichtungen, weder temporär noch permanent.

Doch nachdem in der Zwischenzeit drei weltpolitische Krisen die Möglichkeiten des Elitekaders deutlich überstrapaziert hatten, war der Präsident zu der Überzeugung gelangt, dass seine ultrageheime Institution zum einen mehr Personal benötigte, zum anderen aber auch einen festen Sitz, der allerdings auf den Radarschirmen von Pennsylvania Avenue, Capitol Hill und Pentagon nicht zu sehen sein sollte. Das Ergebnis war dieser »private Jachtclub«.

Er verfügte über die unabdingbaren Voraussetzungen für

effektive Geheimdienstarbeit: Sieben Tage die Woche war er rund um die Uhr geöffnet und in Betrieb, mit zeitweiligem, aber kontinuierlichem Verkehr vom Wasser wie vom Land, der keinem festen Schema unterworfen war. In der Nähe der Straße und des Nebengleises, aber noch auf dem Gelände gab es einen Hubschrauberlandeplatz, der mehr wie eine unkrautüberwucherte Wiese aussah. Über die ganze Anlage verteilt hatte man die neuesten elektronischen Kommunikationsanlagen installiert, und die Sicherheitsvorkehrungen waren fast unbemerkbar, aber extrem effektiv. Nicht einmal eine Libelle konnte die Umzäunung überfliegen, ohne dass sie einer der Sensoren registrierte.

Klein war allein in seinem Büro. Nur die Geräusche, die sein kleiner Nachtschicht-Mitarbeiterstab machte, drangen gedämpft durch die geschlossene Tür. Er hatte die Augen geschlossen und rieb sich die lange Nase. Seine Brille lag auf dem Schreibtisch. Er sah diesen Abend kein Jahr jünger aus als seine sechzig, seit er die Leitung von Covert-One übernommen hatte, war er merklich gealtert. Sein verschlossen wirkendes Gesicht war von neuen Falten zerfurcht, sein Haaransatz zwei Zentimeter höher gewandert. Eine neue Krise stand kurz vor dem Ausbruch.

Als seine Kopfschmerzen nachließen, setzte er sich zurück, öffnete die Augen, setzte die Brille auf und begann wieder an seiner allgegenwärtigen Pfeife zu paffen. Das Zimmer füllte sich mit Rauchwölkchen, die fast so schnell verschwanden, wie er sie erzeugte, abgesaugt von der starken Lüftungsanlage, die eigens zu diesem Zweck eingebaut worden war.

Auf seinem Schreibtisch lag ein aufgeschlagener Aktenordner, aber er sah ihn nicht an. Stattdessen rauchte er, klopfte mit dem Fuß auf den Boden und blickte alle paar Sekunden auf die Schiffsuhr an der Wand. Endlich öffnete sich links von ihm, unter der Uhr, eine Tür, und ein Mann mit einer

SIG Sauer ging durch das Büro zur Außentür, schloss sie ab und stellte sich davor.

Sekunden später kam der Präsident herein. Er setzte sich in den Ledersessel vor Kleins Schreibtisch.

»Danke, Barney«, sagte er zu dem Sicherheitsbeamten. »Ich sage Ihnen Bescheid, wenn ich Sie brauche.«

»Aber Mr. President ...«

»Sie können gehen«, befahl Castilla mit Nachdruck. »Warten Sie draußen. Hier handelt es sich um eine Privatunterhaltung unter alten Freunden.« Zum Teil stimmte das. Er und Fred Klein kannten sich seit dem College.

Jeder Schritt des Sicherheitsbeamten war von Widerstreben begleitet, als er den Raum langsam erneut durchquerte.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, blies Klein eine kleine Rauchwolke aus. »Ich hätte auch, wie sonst immer, zu dir kommen können, Sam.«

»Nein.« Sam Castilla schüttelte den Kopf. Die Gläser seiner Titanbrille reflektierten das Deckenlicht mit einem scharfen Blitzen. »Bis du mir nicht genau erzählt hast, was es mit diesem chinesischen Frachter auf sich hat – die *Dowager Empress*, nicht wahr? –, bleibt diese Geschichte unter uns und denen deiner Agenten, die du darauf ansetzt.«

»Sind die Lecks so schlimm?«

»Schlimmer«, sagte der Präsident. »Das Weiße Haus ist ein einziges Sieb. So etwas habe ich noch nie erlebt. Solange meine Leute die Quelle nicht finden können, treffe ich mich hier mit dir.« Der Ausdruck seines lang gezogenen Gesichts war tief besorgt. »Glaubst du, wir haben es hier mit einer zweiten *Yinbe* zu tun?«

Kleins Gedanken wurden unverzüglich in die Vergangenheit zurückversetzt: In das Jahr 1993, zu einem unangenehmen internationalen Zwischenfall, aus dem Amerika als großer Verlierer hervorgegangen war. Die *Yinbe*, ein chinesischer Frachter, war von China nach dem Iran unterwegs gewesen.

Dem amerikanischen Geheimdienst hatten Berichte vorgelegen, denen zufolge das Schiff Chemikalien an Bord hatte, die zum Bau von Massenvernichtungswaffen verwendet werden konnten. Nachdem über die üblichen diplomatischen Kanäle nichts zu erreichen gewesen war, erteilte Präsident Bill Clinton der US Navy den Auftrag, die Verfolgung des Schiffes aufzunehmen und es nirgendwo landen zu lassen, bis man irgendeine Form von Lösung gefunden hatte.

China wies die Anschuldigungen erbost zurück. Führende Staatsoberhäupter schalteten sich ein. Verbündete erhoben Vorwürfe und Gegenvorwürfe. Und die Medien berichteten weltweit mit Riesenschlagzeilen über die Pattsituation, die sich endlos scheinende zwanzig Tage lang hinzog. Als China schließlich lautstark mit dem Säbel zu rasseln begann, zwang die US Navy die *Yinbe* auf hoher See zum Beidrehen, und es kamen Inspektoren an Bord des Schiffs. Zur nicht geringen Verlegenheit der Amerikaner entdeckten sie jedoch nichts als landwirtschaftliche Geräte – Pflüge, Schaufeln und kleine Traktoren. Die Informationen waren falsch gewesen.

Klein schnitt eine Grimasse, denn er erinnerte sich nur zu gut an den für Amerika äußerst peinlichen Zwischenfall, unter dem die Beziehungen zu China, und auch zu dessen Verbündeten, jahrelang gelitten hatten.

Er paffte finster vor sich hin und fächelte den Rauch vom Präsidenten fort. »Haben wir es mit einer zweiten *Yinbe* zu tun?«, wiederholte er. »Vielleicht.«

»Es gibt wahrscheinliche ›Vielleichts‹ und unwahrscheinliche ›Vielleichts‹. Erzähl mir lieber alles, was du über die Sache weißt. In allen Einzelheiten.«

Klein drückte die Glut in seiner Pfeife nieder. »Einer unserer Agenten ist Sinologe und seit zehn Jahren für ein Konsortium amerikanischer Firmen tätig, die in Shanghai Fuß zu fassen versuchen. Er heißt Avery Mondragon und hat Informationen erhalten, denen zufolge die *Dowager Empress* Tonnen

von Thiodiglykol und Thionylchlorid geladen hat, die für die Herstellung von Senfgas beziehungsweise Hautkampfstoffen und Nervengasen verwendet werden. Der Frachter ist bereits von Shanghai aus in See gestochen und in Richtung Irak unterwegs. Beide Chemikalien finden selbstverständlich auch in der Landwirtschaft Verwendung, aber in einem Land von der Größe des Irak nicht in solchen Mengen.«

»Wie zuverlässig sind die Informationen diesmal, Fred? Hundert Prozent? Neunzig?«

»Ich habe sie nicht zu Gesicht bekommen«, erwiderte Klein ruhig. Als er diesmal eine Rauchwolke ausstieß, vergaß er, sie wegzuwedeln. »Mondragon behauptet allerdings, sie liegen ihm schwarz auf weiß vor. Er hat das Originalmanifest, das Verzeichnis der tatsächlich auf dem Schiff beförderten Güter.«

»Na, großartig.« Castillas mächtiger Oberkörper mit den massigen Schultern schien plötzlich wie erstarrt. »Ich weiß nicht, ob du dir dessen bewusst bist, aber China gehört zu den Ländern, die das internationale Abkommen unterzeichnet haben, das Entwicklung, Produktion, Lagerung und Einsatz von chemischen Waffen verbietet. Sie werden mit allen Mitteln zu verhindern versuchen, eines Bruchs dieses Abkommens überführt zu werden. Denn das könnte sie in ihren Bemühungen, sich einen immer größeren Anteil am Welthandel zu sichern, empfindlich zurückwerfen.«

»Eine verdammt prekäre Situation.«

»Eine weitere Panne unsererseits könnte uns gerade jetzt besonders teuer zu stehen kommen, nachdem sie kurz davor stehen, unser Menschenrechtsabkommen zu unterzeichnen.«

Als Gegenleistung für finanzielle und handelspolitische Zugeständnisse seitens der USA, für die der Präsident den störrischen Kongress mit Zuckerbrot und Peitsche hatte gewinnen müssen, war China bereit gewesen, ein bilaterales Menschen-

rechtsabkommen zu unterzeichnen, das seine Gefängnisse und Strafgerichtshöfe für UN- und US-Inspektoren öffnen, seine Straf- und Zivilgerichte westlichen und internationalen Standards angleichen und langjährigen politischen Häftlingen die Freiheit bringen würde. Ein solches Abkommen hatte schon seit Dick Nixon höchste Priorität für amerikanische Präsidenten.

Sam Castilla wollte es auf keinen Fall vereitelt sehen. Aus persönlichen und menschenrechtlichen Gründen war nämlich sein Zustandekommen auch schon lange ein Traum von ihm. »Außerdem ist es eine verdammt brisante Situation. Wir dürfen nicht zulassen, dass dieses Schiff ... wie hieß es gleich wieder, *Dowager Empress*?«

Klein nickte.

»Wir dürfen nicht zulassen, dass die *Dowager Empress* mit waffenfähigen Chemikalien in Basra einläuft. So einfach ist das. Punkt.« Castilla erhob sich und begann, auf und ab zu gehen. »Wenn sich deine Informationen als zuverlässig erweisen und wir diese *Dowager Empress* näher unter die Lupe nehmen, wie werden die Chinesen reagieren?« Er schüttelte den Kopf und winkte seine eigenen Worte fort. »Nein, das ist nicht die Frage, oder? Wie sie reagieren könnten, wissen wir. Sie werden mit dem Säbel rasseln, lautstark protestieren und sich aufplustern. Die Frage ist, was werden sie tatsächlich tun?« Er sah Klein an. »Vor allem, wenn wir uns wieder täuschen.«

»Das kann niemand wissen oder vorhersagen. Andererseits kann kein Land riesige Armeen und Atomwaffen bereithalten, ohne sie irgendwo, irgendwann einsetzen zu wollen, und sei es auch nur aus dem Grund, die Kosten zu rechtfertigen.«

»Da bin ich anderer Meinung, Fred. Wenn die Wirtschaft eines Landes gesund ist und seine Bewohner zufrieden sind, ist es einem Staatsoberhaupt sehr wohl möglich eine Armee präsent zu haben, ohne sie einzusetzen.«

»Falls China natürlich den Vorfall als Vorwand benutzen will, dass es bedroht wird, könnten sie in Taiwan einfallen«, erklärte Fred Klein. »Das wollen sie schon seit Jahrzehnten.«

»Allerdings nur, wenn sie den Eindruck haben, dass wir nicht zurückschlagen werden, ja. Jetzt, wo Russland in der Region keine so große Bedrohung mehr darstellt, wäre auch Zentralasien noch eine Möglichkeit.«

Der Leiter von Covert-One sprach die Worte aus, die keiner von beiden auch nur denken wollte: »Angesichts ihrer Langstreckenatomwaffen droht uns nicht weniger Gefahr als irgendeinem anderen Land.«

Castilla wehrte sich gegen ein Schaudern. Klein nahm die Brille ab und massierte seine Schläfen. Die zwei Männer blieben still.

Schließlich seufzte der Präsident. Er hatte eine Entscheidung getroffen. »Na schön, ich werde der Navy durch Admiral Brose den Befehl erteilen lassen, der *Dowager Empress* zu folgen und sie im Auge zu behalten. Wir werden es als routinemäßige Überwachung auf See ausgeben und niemanden außer Brose über die aktuelle Situation in Kenntnis setzen.«

»Die Chinesen bemerken natürlich, dass wir ihr Schiff beschatten.«

»Wir werden abzuwiegeln versuchen. Das Problem ist nur, ich weiß nicht, wie lange wir damit durchkommen können.« Der Präsident ging zur Tür und blieb stehen. Als er sich umdrehte, wirkte sein Gesicht länger und ernster, seine Hängebacken stärker ausgeprägt als sonst. »Ich brauche Beweise, Fred. Und zwar *sofort*. Beschaff mir dieses Güterverzeichnis.«

»Das kannst du haben, Sam.«

Mit besorgt hängenden Schultern nickte Präsident Castilla, öffnete die Tür und ging hinaus. Einer der Secret-Service-Agenten schloss sie.

Wieder allein, dachte Klein stirnrunzelnd über sein weiteres Vorgehen nach. Als er die Limousine des Präsidenten

abfahren hörte, traf er eine Entscheidung. Er drehte sich zu dem kleinen Tisch hinter seinem Schreibtisch herum, auf dem die Telefone standen. Eines war rot – eine abhörsichere Direktverbindung zum Präsidenten. Das andere war blau. Es war ebenfalls abhörsicher. Er nahm den Hörer des blauen Apparats ab und wählte.

Mittwoch, 13. September **Kaohsiung, Taiwan**

Nach einem halb durchgebratenen Hamburger und einer Flasche taiwanesischem Lager im Smokey Joe's in der Chunghsiao Road 1 beschloss Jon Smith, ein Taxi zum Hafen von Kaohsiung zu nehmen. Er hatte noch eine Stunde Zeit bis zu den Nachmittagsveranstaltungen im Grand Hotel Hi-Lai, bei denen er sich mit seinem alten Freund Mike Kerns vom Pasteur-Institut in Paris treffen würde.

Smith war schon fast eine Woche in Kaohsiung – Taiwans zweitgrößter Stadt –, aber erst an diesem Tag hatte er Zeit gefunden, sich die Stadt anzusehen. Aber dieser gedrängte Zeitplan, hatte zumindest er die Erfahrung gemacht, war bei wissenschaftlichen Kongressen ganz normal. Er arbeitete für das US Army Medical Research Institute for Infectious Diseases oder kurz USAMRIID, das medizinische Forschungsinstitut der US Army für ansteckende Krankheiten, und war sowohl Arzt und Molekularbiologe als auch Lieutenant Colonel der Army. Seine Forschungsarbeit über Anthrax-Abwehrstoffe hatte er vorübergehend ruhen lassen, um an diesem internationalen wissenschaftlichen Kongress über neueste Entwicklungen auf dem Gebiet der Molekular- und Zellbiologie teilzunehmen.

Aber wie Fische und Gäste begannen auch wissenschaftliche

Kongresse nach drei oder vier Tagen zu stinken. Ohne Kopfbedeckung, in Zivilkleidung, ging er am Wasser entlang und sah sich den herrlichen Hafen an, den nach Hongkong und Singapur drittgrößten Containerhafen der Welt. Er war vor Jahren schon einmal hier gewesen, bevor man den Tunnel zur Hauptinsel fertig gestellt hatte und die paradiesische Insel ein weiterer verbauter Teil des Containerhafens geworden war.

Es war ein strahlender Sonntag wie aus dem Bilderbuch, und die Insel Hsiao Liuchiu war am südlichen Horizont deutlich zu erkennen. Begleitet von kreisenden Möwen und dem geschäftigen Lärm des Hafens ging er weitere fünfzehn Minuten im hellen Sonnenschein spazieren. Hier war nichts vom Ringen um Taiwans Zukunft zu spüren, die vor allem davon abhing, ob der Inselstaat unabhängig blieb, oder ob man ihn erobern oder sonst irgendwie der Volksrepublik China einverleiben würde, die Taiwan immer noch als ihr Eigentum betrachtete.

Schließlich nahm er sich ein Taxi ins Hotel zurück. Kaum hatte er es sich auf dem Rücksitz bequem gemacht, begann das Handy in seinem Sportsakko zu vibrieren. Es war nicht sein reguläres Telefon, sondern das Spezialhandy in der Geheimtasche. Das Telefon, das abhörsicher war.

»Smith«, meldete er sich leise.

»Wie geht's auf dem Kongress, Colonel?«, fragte Fred Klein.

»Langsam wird es langweilig«, gab er zu.

»Dann kann ein bisschen Abwechslung nicht schaden.«

Smith lächelte in sich hinein. Er war nicht nur Wissenschaftler, sondern auch Undercover-Agent. Die zwei Hälften seines Lebens auszubalancieren, war selten leicht. Er hatte nichts gegen »ein bisschen Abwechslung«, aber nichts zu Umfangreiches oder Zeitraubendes. Eigentlich wollte er durchaus wieder zum Kongress zurück. »Was ist es diesmal, Fred?«

Von seinem fernen Büro am Ufer des Anacostia River aus schilderte ihm Klein den Sachverhalt.

Smith spürte ein Frösteln, das sowohl Sorge wie Spannung verursachten. »Was soll ich tun?«

»Fahren Sie heute Abend auf die Insel Liuchiu. Zeitlich müsste das an sich zu schaffen sein. Mieten Sie sich in Linyuan ein Boot – wenn nötig, zahlen Sie einfach etwas mehr –, und seien Sie um neun auf der Insel. Punkt zehn Uhr finden Sie sich in einer kleinen Bucht an der Westküste ein. Genaue Lage, Orientierungspunkte und einheimische Bezeichnung wurden bereits an einen Covert-One-Mitarbeiter am American Institute in Taiwan gefaxt. Die Angaben werden Ihnen per Boten zugestellt.«

»Was passiert in dieser Bucht?«

»Sie treffen sich dort mit einem anderen Covert-One Agenten, Avery Mondragon. Das Kennwort lautet ›Orchidee‹. Er übergibt Ihnen einen Umschlag mit dem Manifest der *Dowager Empress*. Das ist eine Aufstellung der Ladung des Schiffes, wie sie dem Irak in Rechnung gestellt wird. Anschließend fahren Sie direkt zum Flughafen von Kaohsiung. Dort wartet ein Hubschrauber eines unserer vor der Küste liegenden Kreuzer. Geben Sie dem Piloten das Manifest. Es soll umgehend ins Oval Office gebracht werden. Verstanden?«

»Dasselbe Kennwort?«

»Ja.«

»Und dann?«

Smith konnte den Leiter von Covert-One an seiner Pfeife saugen hören. »Dann kehren Sie zu Ihrem Kongress zurück.«

Die Verbindung wurde unterbrochen. Smith grinste. Ein einfacher, unkomplizierter Auftrag.

Wenige Augenblicke später hielt das Taxi vor dem Hi-Lai Hotel. Er bezahlte den Fahrer und betrat das Foyer, wo er auf den Mietwagenschalter zusteuerte. Sobald der Kurier aus Taipei eintraf, würde er auf der Küstenstraße nach Linyuan

fahren und sich nach einem Fischerboot umsehen, das ihn unauffällig nach Liuchiu brachte. Wenn er keines mit Besatzung auftreiben konnte, würde er eines mieten und selbst fahren.

Als er das Foyer durchquerte, sprang ein kleiner, quirliger Chinese von seinem Sessel auf und stellte sich ihm in den Weg. »Ah, Dr. Smith, gut, dass ich Sie sehe. Es ist mir eine Ehre, Sie persönlich kennen zu lernen. Ihre Abhandlung über Dr. Chambords theoretische Arbeiten mit dem Molekularcomputer war ganz hervorragend. Eine Menge Denkanstöße.«

Smith lächelte in Erwidrerung des Grußes wie des Kompliments. »Sie schmeicheln mir, Dr. Liang.«

»Keineswegs. Hätten Sie vielleicht Lust, heute mit mir und ein paar meiner Kollegen vom Biomedizinischen Institut Shanghai zu Abend zu essen? Wir interessieren uns sehr für die Arbeit von USAMRIID und CDC über neue virale Krankheitserreger, die uns alle gleichermaßen bedrohen.«

»Sehr gern«, erwiderte Smith glatt, mit einem Anflug von Bedauern in der Stimme, »aber ich bin heute Abend bereits verabredet. Vielleicht ginge es ja zu einem anderen Zeitpunkt?«

»Ich melde mich bei Ihnen, wenn es Ihnen recht ist.«

»Aber natürlich, Dr. Liang.« In Gedanken bereits bei Liuchiu und seiner Mission, ging Jon Smith zum Schalter weiter.

2

Washington, D. C.

Admiral Stevens Brose, breit und von imposanter Körperstatur, füllte seinen Sessel am Fußende des langen Konferenztisches im unterirdischen Situation Room des Weißen Hauses

vollständig aus. Er nahm seine Mütze ab und strich erstaunt – und besorgt – über seinen grauen militärischen Bürstenschnitt. Präsident Castilla hatte wie immer den Platz am Kopfende eingenommen, aber sie waren die einzigen Anwesenden in dem großen Raum und tranken ihren Morgenkaffee. Die Sitzreihen zu beiden Seiten des langen Tisches hatten etwas Ominöses in ihrer Verlassenheit.

»Was für Chemikalien, Mr. President?«, fragte Admiral Brose. Er war auch der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs.

»Thiodiglykol ...«

»Senfgas.«

»... und Thionylchlorid.«

»Senfgas und Nervengase. Verdammt schmerzhaft und tödlich, alle beide. Eine schreckliche Art zu sterben.« Der dünne Mund und das mächtige Kinn des Admirals spannten sich. »In welchen Mengen?«

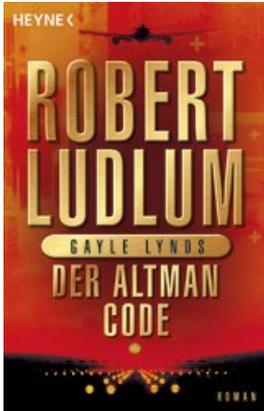
»Um die fünfzig Tonnen.«

»Das geht auf keinen Fall. Wenn ...« Brose verstummte abrupt und kniff seine fahlen Augen zusammen. Er ließ den Blick über die leeren Stühle an dem langen Tisch streichen. »Verstehe. Wir werden die *Dowager Empress* nicht auf See stoppen und durchsuchen. Sie möchten geheim halten, dass wir davon wissen.«

»Vorerst ja. Wir haben keine konkreten Beweise, jedenfalls nicht mehr, als wir im Fall der *Yinbe* hatten. Wir können uns keinen zweiten solchen Zwischenfall leisten, speziell angesichts der verminderten Bereitschaft unserer Verbündeten, uns bei einem militärischen Einschreiten zu unterstützen; und dann stehen die Chinesen auch noch kurz davor, unser Menschenrechtsabkommen zu unterzeichnen.«

Brose nickte. »Was soll ich dann in dieser Sache unternehmen, Sir? Außer alles für mich zu behalten?«

»Entsenden Sie ein Schiff, das die *Empress* im Auge behält.



Robert Ludlum, [Gayle Lynds](#)

Der Altman-Code

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-09384-6

[Heyne](#)

Erscheinungstermin: Juli 2012

Die U.S. Marine hat einen chinesischen Frachter im Visier, der im Verdacht steht, gefährliche Chemikalien in den Irak zu transportieren. Um einen diplomatischen Supergau zu verhindern, muss der Geheimdienst herausfinden, ob aus dem Verdacht tatsächlich Wirklichkeit wird. Für diese Aufgabe gibt es keinen Besseren als den Chef der Geheimabteilung Covert One: Jon Smith. Was er entdeckt, bestätigt die schlimmsten Alpträume.